



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Freyen, Richard: Eine Wanderung zur Gralsburg

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Eine Wanderung zur Gralsburg

Von Richard Freyen



ewiß hat Lohengrin recht, wenn er angibt, im fernen Land, unnahbar unsern Schritten läge die Burg des heiligen Gral. Und dennoch hat Wagner in seinem Parsifal später, im Einklang mit mittelalterlichen Sagen und Legenden, dies ferne Land genauer bezeichnet. Er gibt als Szenenanweisung: „Gegend im Charakter der nördlichen Gebirge des gotischen Spanien“ und zeigt damit in die rechte Richtung. Denn wir wissen heute, zwar nicht dokumentarisch genau, aber doch mit jener Sicherheit, die uns die Szylla und Charybdis der Alten, die uns den Istein Brünhildes mit gewissen Gegenden der Wirklichkeit in eins setzen läßt, daß ein Urbild der Gralsburg vorhanden ist, und zwar im Montserrat in Katalonien, unweit von Barzelona. Und steht auch der Tempel des Amfortas nicht mehr, senkt sich nicht mehr alljährlich vom Himmel eine Taube, um des Grales Wunderkraft zu stärken, ein Märchenberg ist er doch, und es ist wohl zu verstehen, daß die Gralslegende die einzige nicht ist, die sich um sein vielzackiges Haupt gewoben hat.

„Montsalvat“ nennt Wagner die Gralsburg, und hat dem Munsalvatsch des Mittelalters nach seiner Art durch eine kleine Namensänderung eine Beziehung auf den Erlöser gegeben. Ursprünglich war der „Montsalvage“ das „wilde, waldige Gebirge“ und ist identisch mit dem Montserrat, dessen heutigen Namen die einen als Montserrat, den gesägten Berg, die anderen als Montserrat, den heiligen Berg, deuten. Wie dem auch sei, in jedem dieser Namen steckt ein Körnchen echter Beziehung, und aus mehr als einem Grunde kann der Berg als eine der seltsamsten Stellen des alten Europa gelten.

Als wir, wie weiland Parsifal, aufbrachen zur Wanderung nach der Gralsburg, war der Himmel über Barzelona mit Wolken verhangen. Nicht ohne Bangen zogen wir aus, denn blickte auch zuweilen die südliche Sonne warm und goldig durch einen Spalt im Gewölk, so war es doch möglich, daß sich der Gipfel des immerhin 1240 Meter hoch aufragenden Berges unseren Blicken

entziehen könnte und wir bei unserer Wanderung ins Land der Legende in düsteren Nebel gerieten. Die Furcht war unbegründet; je weiter uns der spanische Frühzug ins Innere Kataloniens hineinrug, um so weiter erblaute der Himmel, und zuletzt blieb nur eine einzige, mächtige, ballige und doch auch vielfach schon zerrissene Wolke übrig, und je näher wir kamen, um so klarer wurde es uns: sie umhüllt den Gipfel des Gralsberges.

Jetzt sahen wir sie ohne Bangen, denn wir sahen auch, daß sie nicht dauern konnte; denn schon bot sich uns der seltsame Anblick, daß die riesenhafte Felswand, deren steile, himmelanstrebende, turmartig zerklüftete Gebilde überall hervortauchten aus dem weißen Gedünst, eben darum noch geheimnisvoller und unnahbarer erscheinend, und wir konnten schon begreifen, wie ein solcher Anblick der Phantasie der Umwohnenden den Berg als etwas Überirdisches und Mystisches erscheinen lassen mußte. Wie eine erhabene Kathedrale über die Dächer und niederen Türme einer Stadt baut sich der gewaltige, unendlich zerrissene Felsblock empor über dem mittleren Bergland Kataloniens, allein von allen Gipfeln der Runde in den Wolken sich verlierend, und ein wenig feierlich wurde es uns bereits zumute, als wir von der hochgelegenen Bahnstation Montrisol aus über dem weiten Flußtal des Lobregat drüben die bizarren Gipfelformen des Gebirgsstocks im Nebel mehr ahnten als genau erblickten.

Eine Zahnradbahn führt von hier ins Tal hinab und in anderthalb Stunden zum Kloster. Wir ließen sie fahren. „Ein rechter Gralspilger geht zu Fuß,“ entschieden wir. So stiegen wir, immer den Montserrat vor Augen, zunächst auf vielen Serpentinien hinab in das Tal des wasserarmen Flusses, zwischen grauen, nur hier und dort von Obstbäumen spärlich bewucherten Felsbalden, dann entlang am Wasser, durch katalonische Dörfer über eine hohe Brücke und dann erst begann der Aufstieg. Der Weg ist schattenlos, wie alle Wege in Spanien, aber zuweilen löste sich eine Wolke vom Gipfel des Gralsberges und hemmte die Strahlen der Sonne, zugleich die Formen des Berges immer deutlicher enthüllend. Wirklich, wie von Titanen aus ungeheueren Blöcken erbaut, erhoben sich vor uns die Sandsteingebilde, manchmal wirklich so rund, wie sonst nur die Menschenhand Steine formt, und mit vollem Rechte die Bezeichnung „Türme“ führend, die ihnen die Umwohner geben.

Je höher man steigt, um so weiter wird das Panorama. In breiten Stufen und Böschungen hebt sich das Land vom Lobregat aus. In halber Höhe zieht sich drüben die Bahn hin. Weiter hinaus, in lichtem Grau, über das nur zuweilen tiefere Wolkenschatten zogen, Hügel um Hügel, Berg um Berg, bis ganz im Hintergrund die schneebedeckten Gipfel der Pyrenäen das Bild umsäumen. Gerne nahmen wir um solchen Anblicks willen das bißchen Sonnenglut in Kauf.

Immer näher, immer höher führte uns die gewundene Straße hinan an die Türme des Gralsgebirges, so nahe, daß uns zuletzt die gewaltigen Wände

sogar gegen die Strahlen der Sonne in ihren Schatten nahmen. Und, unerwartet in diesem baumarmen Land, umfing uns auf einmal ein Wald, ein wirklicher Wald und wir gingen in köstlichem, maienduftigem Baumschatten wie irgendwo im Taunus oder Schwarzwald, nur daß die üppige, zwischen den Bäumen wuchernde Flora auf südlichere Gegenden schließen ließ. Erst ganz zuletzt, jäh um einen Bergvorsprung biegend, gibt die Straße den Blick frei auf das Kloster, das hier in Höhe von etwa 700 Metern sich an die höheren Felsen anlehnt.

Hat man das Tor des Klosters durchschritten, steht man plötzlich mitten in der Vergangenheit. Freilich zunächst hielten wir uns sehr an die Gegenwart, indem wir in einer dem Kloster angegliederten Fonda für leibliche Stärkung sorgten, und zwar ließ der köstliche Rotwein, der dort floß, den Ruhm alter Klosterkellereien sehr lebhaft in uns aufleben.

Dann aber betraten wir die heiligen Räume. Freilich, es war zwar Vergangenheit, die uns umgab, aber nicht das Mittelalter Wolfram von Eschenbachs, auch nicht die mystisch-dämmerungsvolle Weiße, die aus Wagners Tönen aufgeht; es war die Zeit des Ignatius von Loyola, die hier lebendig ist. Denn auch dessen Name ist mit dem Montserrat verknüpft, und nur von ihm und dem Marienkult, nicht vom heiligen Gral wußten die Klosterleute zu sagen.

Auch die Kirche, in die man tritt, hat wenig Ähnlichkeit mit jenem, an die Jerusalemer Grabeskirche erinnernden Tempel, den wir von der Bayreuther Bühne her kennen. Ein etwas kalter Renaissancebau aus der Zeit, da Philipp der Zweite in Spanien gebot, nimmt einen auf. Kerzengeflimmer läßt das üppige Gold am Hochaltar erglitzern. Und wir kamen gerade recht zur Stunde, da man das alte holzgeschnitzte Bild der heiligen Jungfrau zeigt, das heute der heiligste Besitz des Montserrat ist. Rein aus den Höhen schwebender Knabenchor „Selig im Glauben, selig in Liebe“ begleitete die Enthüllung dieses Bildes, wie in Bayreuth die Enthüllung des Gral. Unharmonischer Mönchsgesang allein war hier zu hören, aber immer neues Gold glühte auf, wie die Kerzen sich bewegten. Stumm sahen wir auf das altergeschwärzte Heiligenbild, vor dem die Pilger in die Knie sanken, ähnlich wie das Volk in Moskau, wenn die iberische Mutter Gottes durch die Massen getragen wird. Nicht der durch Mitleid wissende „reine Tor“ hatte vor diesem Heiligtum Erkenntnis gewonnen. Vor diesem Bilde hatte Ignatius von Loyola, auch ein „christlicher Ritter“, seine Waffen aufgehängt, nachdem er von schwerer Krankheit genesen war; vor diesem Bildnis hatte der Gründer der Gesellschaft Jesu mit dem Pilgerstab in der Hand nach Rittersitte die Waffenwacht gehalten, ehe er seinen Orden stiftete, der ein neues, düsteres, von seinen Feinden so grimmig bis auf den heutigen Tag gehaftes Christentum in die Welt hinaustrug. — Wir verließen diese Räume. Hier ist man als nordischer Protestant ein fremder Gast, vielleicht ein unliebsamer Eindringling.

Aber draußen, auf den wundervollen aussichtsreichen Waldpfaden, die in die Klüfte des Berges hineinführen, da weht wieder freie Luft. Hier kann jeder nach seiner Fassung selig werden, während drinnen der Geist strengsten Zelotentums herrscht, wenn auch heute dem Löwen längst die Klauen beschnitten sind.

Fast jeder dieser Pfade führt nach einer anderen Einsiedelei. Denn ähnlich dem heiligen Berge Athos ist auch dieser heilige Berg nicht nur der Träger eines heiligen Klosters, nein, überall zwischen Wald und Felsgeklüft waren solche Eremitenklausen, die freilich heute zum Teil längst in Trümmern liegen. Alle Namen, alle Erinnerungen mahnen daran, daß man auf heiligem Boden schreitet. Hier ist das Valle Malo, das sich aufstat in jenem Augenblick, als Jesus am Kreuze die letzten Worte sprach; dort das „Santuario de la Cueva“, jene Grotte, worin das heilige Bild der Jungfrau, von Hirten versteckt zum Schutz gegen die Mauren, verborgen blieb, bis es lange darauf erst wiedergefunden wurde. Denn dieser Berg war eine feste Burg christlichen Glaubens. Viel früher als das heutige Kloster haben hier schon andere heilige Stätten gestanden. In den unnahbaren Schlüften dieser Türme hatten sich schon die Christen verborgen, als von Süden her der Islam über das Land brauste wie ein verheerender Wüstenwind. Diese Höhen hatte er nicht zu nehmen vermocht. Sicher geborgen sahen von hier aus die Christen drunten durch die katalonische Ebene das weißbemäntelte Beduinenheer gen Franken fluten und wieder zurückzucken, geschlagen von Karl Martell, und später bis diesseits der Pyrenäen verfolgt von dem großen Kaiser Karl, der wieder eine christliche Mark hier schuf.

Am höchsten erreichbaren Ziele, bei San Jeronimo, standen wir am Nachmittag und sahen, vor uns ins Grenzenlose sich dehrend, das Hügelland Kataloniens und weiter die aragonische Ebene.

Mit uns waren einige Herren emporgestiegen; unermüde mit ihrem Zeißapparat Ansicht um Ansicht festhaltend von dem tausendförmigen heiligen Berge und wie wir hinabschauend auf das weite, nun in wolkenloser Klarheit aufgerollte Land.

Wir kamen in ein Gespräch. „Sie sind Spanier?“ fragte ich.

„Catalañ, Senor!“ war die lächelnde, von stolzer Geste begleitete Antwort.

Ich verstand. Man fühlt sich hier im Norden, an der Grenze Frankreichs, als ein dem herrschenden Stamm der Kastilier fremdes Volk. Man fühlt sich als die fleißigere, intelligentere, moderne Rasse, deren Hauptstadt Barcelona, das Mailand Spaniens, das Zentrum des modernsten Lebens der ganzen Halbinsel ist.

Wir sprachen ein wenig von diesen Dingen, obwohl auch diese Herren dem Fremden gegenüber jene Zurückhaltung zeigten, die ich oft bei Spaniern fand, sobald sie mit Ausländern über Politik redeten. Aber ich verstand zwischen den Zeilen zu lesen. Hatte ich doch am Abend vorher in Barcelona einer

großen Versammlung beigewohnt, worin man mit Leidenschaft gegen das Spanier-tum zu Ehren von Katalonien geredet hatte. Große Plakate an den Wänden hatten die Abschaffung der Stierkämpfe verlangt, und fast wäre die Versammlung in offenem Streit zwischen Kataloniern und Nichtkataloniern zu Ende gegangen.

Auch diese Herren, mit denen wir sprachen, versicherten uns, wie sehr sie die spanische Brutalität der Stierkämpfe verachteten, und immer wieder zwischen ihren Worten leuchtete die Liebe und der Stolz auf ihre katalonische Heimat auf. Und gerade schob der eine die zweihundertunddreißigste Platte in seinen Apparat, auf der er eine neue Form des tausendgestaltigen Montserrat festhalten wollte.

Er ist etwas wie ein Nationalheiligtum, dieser seltsame Berg. Der größte Dichter Kataloniens hat ihm ein ganzes Buch gewidmet, worin er in katalonischer, nicht spanischer, d. h. kastilianischer Sprache, seine Sagen und Legenden poetisch gestaltet hat. Mossen Jacinto Verdaguer heißt dieser Dichter, und ich setze eine Probe seiner Dichtung hier her, die zugleich eine Probe seiner katalonischen Muttersprache ist, welche dem Provenzalischen näher steht als dem Kastilianischen. Man wird, wenn man andere romanische Sprachen kennt, den Sinn verstehen können:

Que hermosa n'es la tetra
vestida ab l'or del blat!
que hermosa es vostra serra
Verge de Montserrat!
Altissima senyora,
no son Vos segadora
mes com a qui us anyora
lo sol vos na colrat.

Es war Abend, als wir heimkehrten. Wieder standen wir am Bahnhof von Montrisol und sahen hinüber, wo über dem Abgrund des Lobregat das phantastisch-titanische Gebilde des heiligen Berges auftrug. Die Sonne war längst im Westen hinabgestiegen, nur noch ihr Abglanz färbte den ganzen Himmel hinter dem zackigen Berge mit schimmerndem Gold, daß dieser sich abhob von strahlendem Hintergrund wie byzantische Heilige vom Goldgrund alter Gemälde. Seine Sandsteintürme schienen dunkler, tiefer, von geheimnisvoll mattem Blau, das in dunkles Violett hinüberspielte vor dem Orange des Abendhimmels.

Wir standen lange und sahen hinein in die mystische Pracht dieser von der Dämmerung zu grandioser Einfachheit der Farben und Formen umgestalteten Landschaft. Nichts als der phantastische Umriß des seltsamen Berges, der in dunkler Erdenmasse hineinragte in die himmlische Klarheit, war mehr übrig und doch gerade in dieser Gestalt uns mehr denn je als der heilige Berg erscheinend.

Denn auch heute war uns der Gedanke gekommen, derselbe Gedanke, der sich uns aufdrängte, als wir einst über die fahlen Berge Galiläas ritten und drunten die leeren Ufer des Genesareth sich aufstauten, derselbe Gedanke, den man hat, wenn man in Stratford-on-Avon in Shakespeares niedriges Haus eintritt: der Gedanke, ob es einen Sinn hat, der Welt des Geistes nachzugehen an ihren irdischen Stätten. Gewiß, den Geist selber findet man nicht in diesen Dingen, aber vielleicht etwas anders: ein Stückchen Erde, das so unbedeutend es auch sein mag, doch umwoben ist von der Erinnerung gewaltiger Schicksale, und das vielleicht gerade deshalb, weil wir darin nur dürftige Spuren der geistigen Welt, die es geboren hat, finden, uns den Begriff zu wecken vermag, daß die Welt des Geistes in ihren materiellen Symbolen nur geahnt und niemals mit Händen ergriffen werden kann.



Eine sterbende Kunst

Don Dr. R. Schacht



Es würde nicht nur interessant, sondern auch von mannigfachem Vorteil sein, wenn wir einmal eine Literaturgeschichte bekämen, die nicht von der Psychologie und Geschichte des Kunstwollens, sondern von der des Kunstbedürfnisses ausginge. Beides fällt keineswegs immer zusammen. Kunstbedürfnis hat bei jedem nur einigermaßen kultivierten Volke auch der Ungebildteste; von einem Kunstwollen dagegen kann man vernünftigerweise nur reden, wo mit bewußt angewandten Mitteln ein klar erkanntes Ziel erstrebt wird. Oder, anders ausgedrückt, die Entwicklung des Kunstwollens gründet sich auf ästhetische Erörterung der Form. Nun aber kann die Form ein fruchtbares Eigenleben entwickeln, das Nachahmer und Epigonen unrettbar in seinen Bann zieht, aber auch in eine imponierende Einsamkeit treiben kann, dem Auge des Literaturhistorikers indessen die Entwicklung des Bedürfnisses, wie sie sich zuzeiten starker formaler Entwicklung in der sogenannten niederen Literatur ausdrückt, verdeckt. Eben die Psychologie dieser niederen Literatur, der Sensationserfolge usw. darzustellen und zu deuten, das würde die Aufgabe dieser neuen Literaturgeschichte sein. Erst sie würde uns übrigens auch zu einer richtigen Würdigung der Volksdichtung verhelfen.